

Friedensdienst in der Ukraine

Ein Bericht von Leonie Barabas-Weil

Mit der Ukraine verbinden viele nur Plattenbauten aus der Sowjetzeit, Korruption und kalte Winter. Ich muss gestehen, dass mir das ähnlich ging, bis ich den Entschluss fasste dorthin zu gehen. Die Hauptstadt konnte ich noch benennen, die Namen Janukowitsch und Timoschenko hatte ich schon mal gehört und dann war da noch was mit der Orangen Revolution. Ukraine, das war für mich irgendwo weit im Osten und jetzt bin ich hier in dem zweitgrößten Land Europas. Ja, ich bin immer noch auf dem gleichen



Kontinent, ca. 1000 km Luftlinie von Frankfurt entfernt und doch habe ich das Gefühl, dass ich in einer anderen Welt bin. Die Heizung brummt leise vor sich hin und wenn ich morgens meinen Plattenbau verlasse, kann ich meinen Atem sehen. Ich steige in eine Marschrutka, wie hier die kleinen Busse heißen, lasse mein Geld nach vorne zum Fahrer reichen und kriege nach einiger Zeit sowohl ein Ticket als auch das passende Rückgeld durch die halbe Marschrutka zurückgereicht. Der geübte Marschrutkafahrer hier

fährt meist freihändig oder lenkt mit den Ellbogen. Schließlich muss er mit der einen Hand das Geld zählen, Tickets verteilen und Rückgeld rausgeben. Die andere Hand benutzt er zum Telefonieren oder um sich zu bekreuzigen, wenn die Marschrutka an einer der zahlreichen Kirchen vorbeifährt. Hielt ich Marschrutkafahren am Anfang noch für ein Abenteuer, da die Straßen aus einer Ansammlung von Schlaglöchern bestehen, die Marschrutki in Deutschland wahrscheinlich den TÜV in den 90er Jahren nicht mehr bestanden hätten, die Menschen keine Belastungsgrenze für Busse kennen und sich solange reinquetschen, bis die Türen nicht mehr zu gehen, ist dies inzwischen zur Normalität für mich geworden. Zu voll gibt es nicht, einfach gut festhalten, nach Möglichkeit einen Sitzplatz ergattern und die Scheine weiter nach vorne reichen und die gewünschte Anzahl sagen. So ist es mir in meiner ersten Woche hier auch gleich passiert, dass ich aus einer Marschrutka aussteigen musste, weil diese anfang zu qualmen. Wem das alles doch zu abenteuerlich ist, kann sich auch einfach ein Taxi nehmen. Dem Touristen sei aber empfohlen, nur Taxis mit Zählern zu nehmen. Wer sich nun unter einem Taxi einen beigen Mercedes vorstellt, hat weit gefehlt. Hier kann ein Taxi alles sein, woran man ein Taxischild montieren kann. Taxis verfügen generell über keine Anschnallgurte, was jede Fahrt bei den hiesigen Straßenverhältnissen und der interessanten Fahrweise der Fahrer zu einem kleinen Abenteuer werden lässt. Rechts vor links wird nicht allzu genau genommen und in Reih und Glied fahren wird sowieso überbewertet.



Czernowitz ist bekannt für seine Märkte und es gibt sie hier en masse. Auf den kleineren werden von provisorisch aufgebauten Ständen oder schlicht aus Kofferräumen riesige Mengen an Essen verkauft. Zehn Kilo Zwiebeln, ein ganzer Sack voll Kartoffeln, da wird man komisch angeschaut, wenn man sagt, dass man gerne fünf Äpfel hätte und es wird

einem sofort unterstellt, dass man sich als Ausländer einfach falsch ausgedrückt habe. Das Ergebnis: Man geht doch mit fünf Kilo Äpfeln nach Hause. Auf dem größten Markt hier bekommt man dafür wirklich alles. Wenn man den Markt betritt, scheint es, als sei man in einem riesigen Dorf aus Hütten. Zu kaufen gibt es neben Möbeln, Militärausrüstungen und Motorsägen auch alles für die passionierte Hausfrau, den Hobbyhandwerker und all jene, die eine typisch kitschige ukrainische Hochzeit planen. Sobald man nur kurz stehen bleibt, werden einem die Waren angepriesen. Welch tolle Qualität, welch niedriger Preis etc. etc. Zwischen all diesem Getümmel laufen dann noch immer ältere Mütterchen mit Bauchläden herum, die ihre selbstgebackenen Brote, Plätzchen, Zuckerkringel verkaufen wollen. Wenn die Einkäufe dann erledigt sind, quetscht man sich wieder in die Marschrutki Richtung Stadt, die nun noch voller als auf dem Hinweg sind, da nun einige noch ihren neuen Kühlschränke nach Hause transportieren.

Fährt man in die Innenstadt von Czernowitz, wird manch einer erstaunt sein, dass er sich noch in der Ukraine befindet. Größtenteils gut restaurierte Bauten aus der Gründerzeit säumen die Straßen. Czernowitz war von 1774 bis 1918 habsburgerisch, danach wurde es rumänisch, doch die Juden, die einen großen Teil der Bevölkerung ausmachten, pflegten weiterhin die deutsche Kultur, so gab es hier bis 1941 auch mehrere deutsche Zeitungen. Früher wurde Czernowitz auch das Wien des Ostens genannt. Es gab ein blühendes



kulturelles Leben und bekannte Autoren kommen aus dieser Stadt wie zum Beispiel Paul Celan und Rose Ausländer. Heute ist davon nicht allzu viel übrig geblieben. An den Geburtshäusern einiger Künstler hängen Gedenktafeln und hin und wieder findet eine Veranstaltung wie ein Leseabend statt. Ansonsten? Der ehemalige Tempel ist ein Kino geworden und der jüdische Friedhof ist verwildert. So kommen wir auch schon zu dem Thema meiner Arbeit. Ich baue keine Brunnen, betreue keine kleinen Kinder und rette auch keine Menschenleben. Meine Aufgabe besteht darin, die Erinnerung an die wohl schlimmste Zeit des 20. Jahrhunderts in Europa aufrecht zu erhalten. Ich arbeite hier im jüdischen Museum und im Chessed. Ich möchte mit diesem Friedensdienst Verantwortung für die Taten der Deutschen während der NS-Zeit übernehmen. Ich bin als Nachkomme nicht schuldig, doch als Deutsche trage ich die Verantwortung dafür, dass diese Gräueltaten nicht in Vergessenheit geraten und sich nicht wiederholen. Es gibt immer noch Überlebende der Shoah und diesen sollte man Aufmerksamkeit schenken. Um einen kleinen Einblick in meine Arbeit zu geben, möchte an dieser Stelle ein Gespräch mit einem alten Herren beschreiben, das ich im Chessed mit ihm geführt habe.



Wenn ein neunzig jähriger Mann einem erzählt, dass er keine Eltern mehr hat, scheint das erst einmal nicht verwunderlich, sind meine eigenen Großeltern doch gestorben, als meine Eltern zwischen 40 und 50 waren, aber dieser Satz war nur die Einleitung zu einem kleinen Teil seiner Geschichte, die er mir erzählen wollte. Der Herr wuchs in einem kleinen Dorf in der Nähe von Czernowitz auf. Überwiegend deutschsprachig war dieses Dorf und es gab nur sechs jüdische Familien. „Können Sie mir

glauben, dass Deutsch mal meine Muttersprache war? So viel habe ich verlernt, aber mit wem sollte ich es denn auch noch sprechen?“ Er ging auf ein deutschsprachiges

Gymnasium, sieben Kilometer Schulweg hatte er. Er lief durch Felder, auch im tiefsten Winter. Und dann kam ein unglaublich kalter Winter 1933, seine Schulkameraden gingen nicht mehr zur Schule, doch er wollte weiterhin zur Schule gehen. An einem Morgen stand ihm dann auf dem Feldweg ein Wolf gegenüber. „Können Sie sich vorstellen, was für Ängste ich ausstand, als ich dieses Tier sah?“ Es ging gut aus, der Wolf verzog sich und er selbst konnte zur Schule gehen. Die nächsten Jahre überspringt er. Er schaut mich an und sagt, dass er alle verloren habe. Seine gesamte Familie wurde von den Deutschen erschossen. Er schweigt. Der Satz vom Anfang ergibt nun Sinn. Ich schlucke, weiß nicht, was ich sagen soll. „Wissen Sie, mein Bruder war einer der besten Landwirte hier in der Region. Dann kamen die Deutschen auf seinen Hof. Er wollte mit dem Pferd weg reiten, doch sie haben ihn erschossen. Ja, einer der besten Landwirte war er und dann einfach erschossen.“ Er krallt sich an mein Bein, sein Blick ist in einer anderen Zeit. Mir fallen immer noch keine Worte ein. Einen weiteren Bruder hatte er. Die Deutschen stachen ihm die Augen aus und erschossen ihn. Der Herr schluckt, verhaspelt sich in Sprachen, wechselt vom Deutschen ins Jiddische, ins Russische und wieder zurück. Seine Eltern haben sie auch erschossen, alle waren sie weg und er ganz alleine. Inzwischen sei er ein alter Mann, seine Frau und seinen Sohn habe er schon zu Grabe tragen müssen. Er schluckt. Er erzählt von seinem Enkel, der in Petersburg wohnt, schwer krank ist und die Ärzte ihn nicht heilen können. Die Hälfte seiner Rente würde er immer zu ihm schicken. In seinen Augen glitzern Tränen. Er sei zu alt, um ihn besuchen zu können. Seinen eigenen Sohn habe er doch schon zu Grabe tragen müssen und er würde alles für seinen Enkel tun. Er wischt sich mit dem Taschentuch über die Augen.

Es war nicht mein erstes Zeitzugengespräch, doch als ich diesem kleinen runzeligen Herrn mit den buschigen Augenbrauen gegenüber saß und in sein von Altersflecken übersätes Gesicht sah, während er sich in meinen Oberschenkel krallte, kapierte ich es. Das ist wirklich passiert! Das ist seine Realität! 1,5 Millionen Menschen wurden allein in Osteuropa erschossen, das klingt so krass, dass man es sich gar nicht vorstellen kann. Überall hier in der Gegend gibt es Massengräber und in einem von diesen liegen seine Verwandten.

Und dann verlasse ich das Chessed, das Gespräch geht mir nicht aus dem Kopf und schaue in meine kleine Welt, in der solcher Schmerz nicht existiert.